

Die Tochter des Kunstreiters [Fortsetzung]

Autor(en): **Brackel, Ferdinande v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 20

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXII. Jahrgang.

Zürich, 15. Juli 1929.

Heft 20.

Sommerstille.

Früh' und spätags manche Weile
Singt die Dommel noch im Ried,
Schwalbe hat vor Sorgeneile
Schon vergessen fast ihr Lied.

Nur die Lerche unverdrossen
Sängt am blauen Himmelszelt
Und vergißt, vom Licht umflossen,
Unter sich die ird'sche Welt.

Martin Greif.

Die Tochter des Kunstreiters.

Roman von Ferdinande v. Brackel.

24. Kapitel.

Jedem ward das Recht, zu lieben; glücklich
zu lieben — ist ein göttlich Geschenk, das
nur die Gnade erteilt.

Nora trug schwerer an dieser Enttäuschung als an den früheren Opfern. Von dem freiwilligen Entsagen bis zum völligen Vergessensein, ja bis zum Ersatzsein durch eine neue Liebe ist noch ein weiter Schritt. Nein, das hatte sie nicht gedacht! Es war eine Demütigung, tiefer, schmerzlicher als jene bittere Verachtung, die er ihr einmal bewiesen. Selbst aus der hatte noch ein Funken Liebe geleuchtet, Liebe, die nicht vergeben wollte, weil sie nicht vergessen konnte. Aber jetzt war der letzte Stern untergegangen, an dem ihre Liebe sich noch aufrichten konnte. So war es auch nicht der wilde Trotz von damals, der sich noch einmal geltend machte, sondern jene tiefe Lebensmüdigkeit, die sich über das Herz ausbreitet, wenn ihm nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Glück und Liebe sind solche Lebenselemente der Jugend, daß, wenn ihr die genommen, ihr jeder Atemzug überflüssig dünkt.

Mit dem Hoffen hört aber trotzdem das Empfinden nicht auf. Nicht umsonst war noch einmal in Nora die Leidenschaft erwacht. Bei dem Wiedersehen war an die Stelle der mehr träumerischen Liebe des Mädchens das ganze, volle Empfinden des Weibes getreten, und das erlöschte nicht mit einem Schlage, das tilgt sich nicht durch einen jähen Willensakt. Langsam glimmt es lange fort, wie die Kohle eines Feuers, und das Herz wird zur Schlacke oder zum Diamant dabei.

Nora mußte diese Zeit an dem Krankenbette des Vaters ausharren, der, eine mächtige Ruine, da lag, unfähig zum Gebrauche der Glieder, Gedanken und Worte nur schwer und unklar gestaltend. Es war ihr keine Erleichterung, daß er wenig eigentlicher Pflege, nur unablässiger Aufsicht bedurfte; denn für ihre tätige Natur war die müßige Ruhe dabei die härteste Prüfung. Äußere Ruhe trägt sich schwer, wenn die innere fehlt.

In einer jener Stunden innerer Ratlosigkeit war es, daß sie ihrer alten, frommen Freundin schrieb:

„Jetzt beneide ich euch um euren ungestörten Frieden wie andere um ihr lebensvolles Glück! Warum durftest du nicht der einen oder anderen Richtung angehören? Was habe ich getan, daß meine Liebe mir nur Leid brachte, mein Opfer mir alles kostete und nichts rettete? Ja, jetzt möchte ich mein Herz bei euch begraben, daß es in eurer Ruhe nichts mehr vom Leben empfinde.“

Die fromme Frau schrieb:

„Kind, hier ist kein Kirchhof; auch zum Entsagen gehört ein starkes, lebensvolles Herz. Wie Du einst uns nicht gewollt, würde ich jetzt Dich nicht wollen, hättest Du die Absicht, zu kommen. O, über uns törichte Menschenkinder, die wir am lautesten grollen, wenn der Herr uns das Leben gibt, wie wir es wünschten!

„Wolltest Du den Kampf nicht? Wolltest Du die Liebe nicht? Heute wie damals tadelte ich Deine Wahl nicht. Der Mensch hat ein Recht, zu streben nach des Lebens Lust und Leid, und Du durftest ringen um das, was Deinem Herzen so wert erschien. Aber Du wußtest, daß es Kampf kostete, daß der Ausgang zweifelhaft sei. Mit ihrem Weh hießest Du die Liebe willkommen. Was klagst Du jetzt? Ist der Herr karg gewesen? Er gab Dir des Lebens wechselnden Wogenschlag, er ließ Dich die Liebe in selten reichem Maße finden. Hast Du all die Stunden, die Dir so vom Glück überströmend schienen, schon vergessen? Selbst heute in Deinem tiefen Leid frage ich Dich: Möchtest Du aus Deinem Leben diese Zeit wirklich streichen? Möchtest Du auslösen alles, was Du empfunden?

„Kind, Du konntest noch anderen Schiffbruch leiden auf den stürmischen Wellen! Danke dem Herrn, daß er Dir Deiner Seele Güter ließ. War Dir die irdische Liebe ein Schutzmittel dabei, so segne ich sie und weiß, warum sie Dir gesandt wurde, wie Du sicher einst verstehen wirst, wozu ihr Opfer von Dir gefordert ward. Erblicke in dem Opfer eine Schickung Gottes, Dir wie ihm auferlegt. Warum wolltest Du nach den vielen Beweisen, die Du von seiner Treue hattest, Dich in Bitterkeiten verzehren, anstatt an die höhere Lenkung zu glauben, gegen die der menschliche Wille nichts vermag? Dünkt Dir aber Dein Glück untergegangen, so vergiß nicht, daß die Liebe doch nur eine Art von Glück im Erdenleben ist. Aus jedem reinen Wollen und mu-

tigen Wirken kann eine neue Freude uns erblühen, und Du weißt, vor Gottes Auge ist des Herzens Leidenschaft zu wenig, als daß wir unseres Lebens Aufgabe darin erblicken dürfen.“

Die ernste Nonne, die das schrieb, mußte mit ihren klugen Augen gut in einem Menschenherzen lesen können, daß sie den irdischen und himmlischen Trost so mischte.

Oft wiederholte sich Nora seitdem die Frage, ob sie auslösen möge diese Zeit, hergeben das Glück für das Weh? Aber wie oft sie auch sich fragte, immer rief das Herz „Nein!“ und flüsterten die Lippen „Nein!“! Denn mächtig flutete die Erinnerung darüber hin an all die seligen Stunden, die sie genossen — und nicht arm, sondern reich kam sie sich dann wieder vor. Ja, und wohltuend empfand sie auch dies, daß noch einmal in den Zeilen ihrer zusammen gedacht war: „Eine Schickung, die dir wie ihm auferlegt.“ Das nahm so leise den Stachel aus der Wunde, das lenkte so still auf die alte Liebe hin. Hatte sie ihm gegenüber nicht auch unerklärbar handeln müssen trotz ihrer Treue? Und von der irdischen Kränkung fort hob sie den Blick zur himmlischen Anordnung.

*

Der Winter ging indessen seinen Gang. Nora widerstrebte längst nicht mehr der Übersiedelung in die norddeutsche Heimat; aber die Gesundheit des Direktors erlaubte sie noch immer nicht. Dahnow war schon dorthin gegangen, alle nötigen Geschäfte einzuleiten und die Auflösung der Zirkusgesellschaft in sichere, kundige Hände zu legen: alles Schritte, welche bei der Unfähigkeit Karstens, nur eine Willensmeinung kund zu geben, wie bei der Minderjährigkeit des Knaben und Noras Ansprüchen an einen Teil des Vermögens große geschäftliche Schwierigkeiten boten. Dahnow wußte dieselben mit seltener Tätigkeit und Aufopferung zu überwinden. Ob es geschäftlich nötig gewesen, daß er fast täglich Nora Bericht erstattete, mag dahingestellt bleiben. Aber Nora wurden allmählich die Briefe wirkliche Zerstreuung in ihrem einförmigen Leben, diese Briefe, die den anspruchslosen Charakter von Geschäftsbriefen trugen, und doch so viel mehr in sich schlossen. Die feinsten Nerven laufen in unseren Fingerspitzen zusammen, weshalb unsere feinsten Empfindungen wohl leicht in die Feder übergehen.

Frühling war es, als der Umzug endlich stattfand. Dahnow hatte für eine freundliche Woh-

nung vor der Stadt Sorge getragen, wo für den Direktor Luft und Ruhe zu finden war, jetzt für ihn die wichtigsten Lebensbedürfnisse. Der sinnige und praktische Geist des jungen Mannes hatte alles erdacht, die neue kleine Häuslichkeit wohnlich zu machen. Weilschen dufteten in allen Zimmern, Weilschen blühten in dem kleinen Gärtchen, welches die Wohnung umgab.

Die Aprilsonne ließ sich herab, den Augenblick der Ankunft freundlich zu beleuchten, und Dahnow, der die Ankommenden empfing, dachte unwillkürlich jenes ersten Sehens an einem Apriltag in Bonn. Ja, wechselnd wie Aprilwetter war ihr Leben gewesen, kurz und warm hatte des Glückes Sonne ihr geleuchtet, um so oft von Wolken bedeckt zu werden, um so jäh im Sturme unterzugehen. Und was würde der neue Wechsel ihr bringen?

Aber Noras Auge wurde heller, als sie die neue Heimat sah — ein Heim, ganz ihr eigen, wo zum erstenmal kein störendes Element eindringen sollte, wo zum erstenmal sie frei sein würde von dem Verhängnis, das in dem Befehle ihres Vaters lag.

Wie eine lange schwere Nacht war der Winter für sie gewesen, und wie man sich nach solcher Nacht des ersten grauenenden Lichtes freut, wenn es auch nur einen trüben Tag ankündigen sollte, so atmete Nora auf in dem neuen Leben, der neuen Tätigkeit.

Die Geschäftsangelegenheiten hatten sich indessen leidlich abgewickelt. Trotz der großen Einbuße der letzten Jahre hatte sich mit dem Erlös des riesigen Inventars ein Vermögen ergeben, das dem Direktor und seinen Kindern, wenn auch keinen Reichtum, so doch ein ansehnliches Einkommen ließ.

Der Direktor schien die Umsiedelung kaum zu empfinden. Er war soweit hergestellt, daß er seine Körperkräfte wieder besaß und daß sein Bewußtsein teilweise zurückgekehrt war, aber doch nur als unklares, unnebeltes Verständnis. Still und in sich gefehrt saß er meist teilnahmslos da, oder er beschäftigte sich mit der Pflege des kleinen Gartens, der ihm große Freude zu machen schien.

Von dem jüngst Vergangenen war anscheinend keine Erinnerung vorhanden. Mit großer Sorge hatte Nora daran gedacht, wie er die Nachricht von der Auflösung seiner Truppe aufnehmen werde. Doch hörte er sie mit der größten Gleichgültigkeit an. „Helene hatte es immer gewünscht,“ war das einzige, was er sagte. Sein

Geist kehrte überhaupt nur zu jener Zeit zurück; es gab Tage, wo er Nora stets mit dem Namen ihrer Mutter anredete, nur als solche mit ihr verkehrte.

Den Namen seiner zweiten Frau nannte er nie; um den kleinen Knaben kümmerte er sich nicht. Nur einmal brach der Groll des beleidigten Mannes durch die Bande, in die sein Geist gefesselt schien. Der Kleine hatte, in natürlicher Erinnerung seiner ersten Eindrücke, mit seinem Pferdchen Kunstreiter gespielt und in Gegenwart des Vaters dabei den Namen Landolfos ausgesprochen. Unsägliche Wut verzerrte im selben Augenblick Karstens Züge; er stürzte auf das Kind zu, das Nora ihm kaum rasch genug entziehen konnte, zertrümmerte das Spielzeug mit schweren Tritten und verfiel so furchtbaren Zornesausbrüchen, daß er Stunden hindurch kaum zu bändigen und zu beschwichtigen war. Da war es das erstemal, daß Nora neben ihm niederkniete, daß sie furchtlos die geballten Fäuste in ihre Hände nahm und mit bebenden Lippen, aber ruhig und fest dem Vater Worte heiliger Ermahnung zusprach, ihm leise Gebete zuflüsterte, bis die wild rollenden Augen sich endlich in Ermüdung schlossen.

Was ihr einst so wichtig gedünkt: des Vaters Seele wiederzugewinnen, ihn aus der Gleichgültigkeit zu wecken, worin ein Leben, das jeder ernstern Richtung fern lag, ihn gewiegt hatte — die Aufgabe war ihr untergegangen im eigenen Glück und im eigenen Schmerz. Nur für sich, nur für ihre Liebe hatte sie gelebt, gedacht und gebetet. Jetzt stand wieder die heilige Pflicht vor ihr, ernst mahnend, als habe sie das Wichtigste versäumt. Glückliche, wenn wir erst wieder etwas als wichtiger erkennen als den eigenen Schmerz; dann haben wir das beste Gegenmittel für ihn gefunden.

Aber der ersten Aufgabe trat freundlich helfend auch noch anderes zur Seite. Das Leben kann uns nicht ganz finster dünken, wenn ein guter Mensch sich vornimmt, es uns möglichst freundlich und hell zu gestalten. Baron Dahnows ganzes Dichten und Trachten für Nora ging darauf hinaus. So war es anscheinend geringfügig und erwies sich doch als nachhaltige Erquickung, daß Nora zu ihrer großen Überraschung ihr Reitpferd wieder vorfand. Sie wollte es als überflüssig und kostspielig sofort abgeschafft wissen; aber Dahnow bestand mit dem Rechte der Bevormundung, das er sich bei der Führung der Geschäfte angeeignet, auf des-

sen Beibehaltung. Er behauptete so fest, daß es für ihre Gesundheit unerläßlich sei, hatte alles darauf Bezügliche so praktisch angeordnet, daß keine Einwendung möglich war. Seine Pferde seien so sehr der Bewegung bedürftig, seine Diener solche Tagelöhne, daß es ein wahres Verdienst sei, wenn Nora etwa dieselben zu ihrer Begleitung in Anspruch nehmen wolle. Seine sorgliche Voraussicht bewährte sich auch. Wenn über Nora langsam die Erschlaffung sich breitete, die Folge jeden großen Schmerzes, dann war die freie Bewegung in frischer Luft, die ihre Kräfte anspannte und ihre Aufmerksamkeit heischte, das beste Gegenmittel.

Um jedes Aufsehen zu vermeiden, benutzte sie zu ihren Ausflügen die frühesten Morgenstunden, wo alles noch menschenleer war, und suchte sie die abgelegensten Wege auf. Daß ihr trotzdem dann öfter ein einsamer Reiter begegnete, der auch seine Morgenruhe in die Schanze geschlagen, schien ihr freundlicher Zufall, und sie gab ihm gern die Erlaubnis, an ihrer Seite zu bleiben: der bescheidene Lohn, den Dahnow sich für seine gute Einrichtung zukommen ließ. Es ritt sich so traulich zusammen die stillen Wege in den frischen, grünenden Anlagen, die ihre volle Frühlingspracht entwickelten — das waren die Stunden, wo wieder neuer Glanz in Noras Auge, neue Farbe auf ihre Wange kam. War es Dahnow zu verdenken, daß auch ihm, wenn er ringsum all das neu erstehende Leben sah, mit dem frischen Hoffnungsgrün die Hoffnung ins Herz zog? Was der Natur so leicht, sollte es dem Menschenherzen unmöglich sein? Sollte der Liebe nicht auch ein neuer Tag erstehen können?

Aber was er auch dachte und empfand, kein Wort störte Noras ruhige Sicherheit, noch berührte er jemals die Vergangenheit. Klemens Dahnow hatte die seltene Gabe, sich den Stimmungen der Menschen anzupassen, so daß seine Gegenwart nie störend wirkte. Nora empfand das bei ihrem jetzigen Verkehr mit ihm sehr wohlthuend; wie früher seine Briefe, so war jetzt sein Besuch das einzige Ereignis in ihren einförmigen Tagen.

Innerlich noch zu stumpf, alle die Aufmerksamkeit zu ermessen, mit denen er so einfach sie zu umgeben mußte, als sei es das Natürlichste von der Welt, empfand sie doch dankbar seine Fürsorge und schätzte seine Unterhaltung. War er auch fremd auf manchem Gebiete, dessen Berührung ihr jetzt wohlgetan hätte, so war

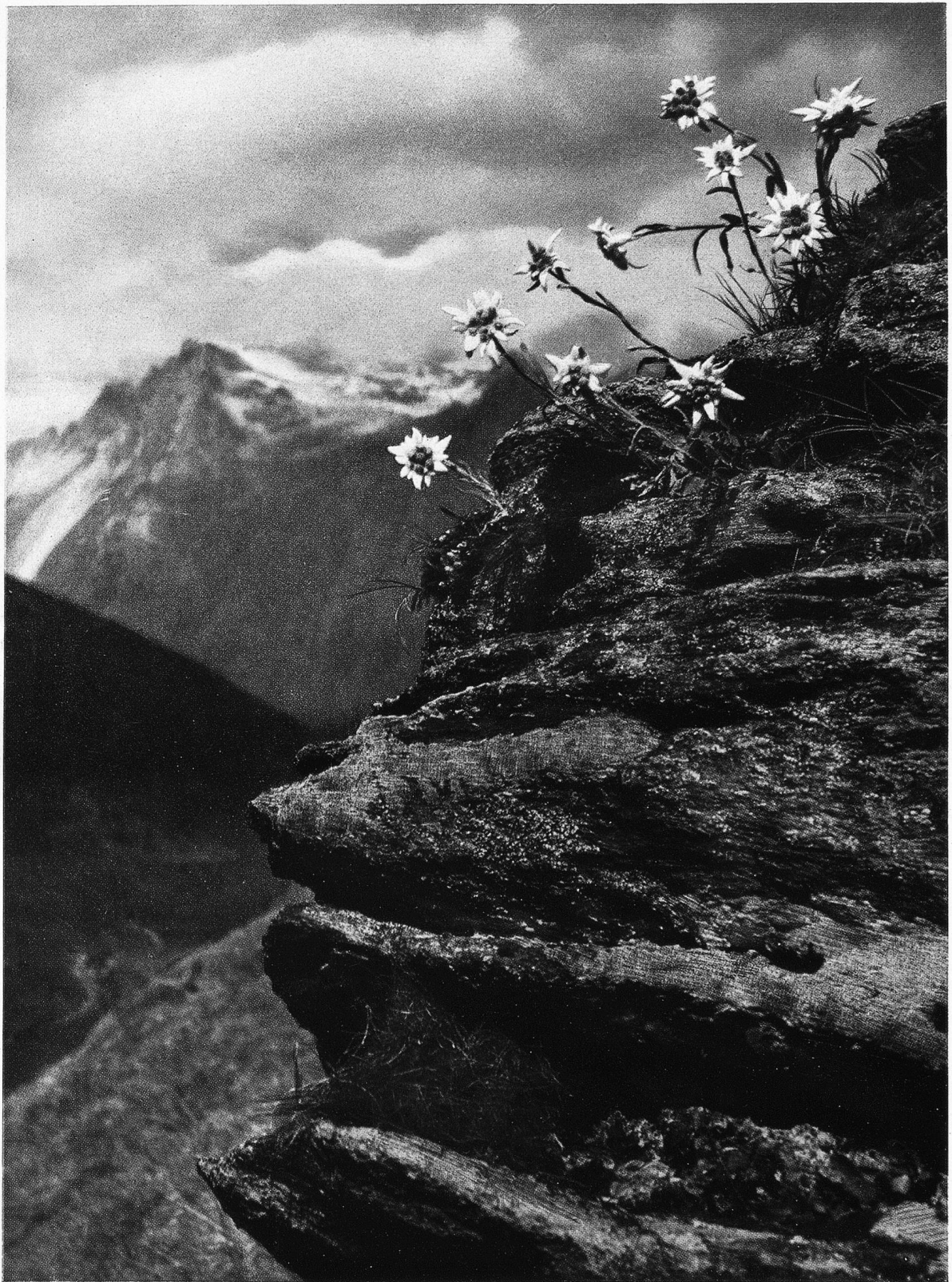
seine Unterhaltung doch die eines treuen Freundes, eines kenntnisreichen Mannes. Daß er ihrer Mutter Heimatland fern über dem Meere gründlich kennen gelernt, weckte zumeist ihr Interesse. Es ist unserem Geiste oft ein kleiner Anstoß nötig, um wieder in die rechte Schwingung zu kommen, nachdem eine mächtige Erschütterung ihn gleichsam stillstehen hieß: ihrer Mutter Heimatland — das weckte einen ganz neuen Ideenkreis.

Aber trotzdem Dahnow ihres Umganges auf diese einfache, ungezwungene Art genoß, trotzdem sie ihm stets bewies, wie willkommen er ihr war, und er oft der Worte des derben Sifkingen gedachte, ward doch der Frühling zum Sommer, und dieser ging wieder in den Herbst über, ehe er den Mut gefunden hatte, die kühne Schlußfolgerung des Ritters geltend zu machen. Grüßten ihn Noras Augen allzu unbefangen, streckte sich ihm die Hand zu leicht entgegen?

Seine wissenschaftlichen Interessen vorschützend, hatte er sich ganz in der Hauptstadt niedergelassen. Seine Bekannten staunten, daß er selbst den heißen, staubigen Sommer dort weilte; aber er gab an, die Tropensonne habe ihn abgehärtet. Die Wissenschaft hatte anscheinend einen eifrigen Jünger an ihm gewonnen.

War Nora noch so sehr mit sich beschäftigt gewesen, daß sie nichts ahnte von dem, was im Herzen Dahnows vorging? Genug, sie erschrak, als eines Tages das gewichtige Wort über seine Lippen ging, als er ihr alles das bot, was der Mann dem Weibe bieten kann, das er liebt. Und er war wohl ein Mann, der eines Weibes Herz rühren konnte — wie er jetzt vor ihr stand, so männlich ernst, so tief bewegt — als sich alles das Bahn brach, was er seit Jahren tief verschlossen im Innern getragen hatte.

Aber nur der Schrecken, den sie empfand, sprach aus ihren Augen. Riesengroß stiegen alle Bedenken vor ihr auf, und sie ließ ihm keine Zeit, auszureden. „Ihr Ruf, dem so viel anlebe vor der Welt,“ — Dahnow lächelte nur. „Die Religion, die sie trenne,“ — wie ernst versuchte er dies Bedenken mit festen Versprechungen zu ebnet, obgleich sie den Kopf dazu schüttelte. „Der Vater, der ihrer bedürfe, der Kleine, der so verlassen sei“ — und sie sprach von der Freundschaft, die so schön sei und ihr so teuer, die durch jede andere Andeutung nur gestört werde. Sie mußte soviel über sein Leben zu sagen, das sich so reich ihm darbiete, von der Wissenschaft, die es ausfülle, und



Edelweiß.

von allem, was ihm werden könne; so unendlich gute, herzliche Wünsche und Versicherungen! Der Mensch ist nie beredter, als wenn er „Nein“ sagen will.

Dahnow hörte sie ruhig an. Er sah ihren Blick angstvoll auf sich gerichtet, als fürchte sie, den letzten Freund zu verlieren; aber er sah auch, daß kein Strahl darin wohne für das, was er erhofft. Hatte er dennoch zu früh geredet? War die Erinnerung noch nicht ausgeheilt? Dahnow war ein geduldiger Mann; er konnte warten. Vielleicht mußte sie sich an den Gedanken einer neuen Liebe erst allmählich gewöhnen.

„Lassen Sie alles sein, als sei nichts gesagt,“ sagte er einfach.

Noras Hand legte sich so hastig, so zutrauensvoll zugleich in die seinige, daß er mit einem bitteren Gefühl erkannte, wie leicht sie das Gesagte vergessen könne, wie froh sie sei, es vergessen zu dürfen.

Dahnow kam nach wie vor und nahm seinen Platz in dem kleinen Kreise ein. Die Winterabende hindurch unterhielt er den Direktor, dessen Erinnerungen er geschickt zu wecken mußte, oder spielte lange Dominospiele, welche ihm die trüben Stunden vertrieben. Den Kleinen schaukelte er auf den Knien und erzählte ihm drollige Geschichten, immer drolliger, als er gewahrte, wie in des Buben Lachen auch Nora's Stimme sich oft mischte. Ihr selbst brachte er an Büchern und Kunstwerken, was er ersinnen konnte, das Gemüt aufzuheitern, den Geist anzuregen. Nora erfrischte dies wirklich, und sie versenkte sich hinein. Wenn das Herz seine vielfordernde Herrschaft aufgegeben, dann ist es oft, als ob der Geist die Herrschaft antrete und sein Reich beginne. Nur auf dürftigem Boden kann nicht Neues wieder Wurzel fassen; je reicher die Natur ist, um so leichter wirkt alles wieder auf sie ein.

Und wie süß auch der Reiz der ersten Jugend, der frischen Unbefangtheit, so ist doch fast größer noch der Zauber des verständnisvollen Weibes, das des Mannes Gedanken zu folgen vermag.

Dahnow empfand dies, wenn er sich ihr gegenüber sah. Nie war sie ihm so schön erschienen wie jetzt, wo der Schmerz aus dem Antlitz zu weichen begann und die ruhige Klarheit sich darüber ausbreitete, die dem Sturme folgte.

Er empfand es, wenn er sie anmutig in ihrem

Kreise walten sah; ob sie mit des Vaters Pflege beschäftigt war, ob sie den Knaben unter ihrer Obhut hielt, oder der Sorge ihrer kleinen Häuslichkeit vorstand, immer geschah es mit der Ruhe, welche richtiges Verständnis und selbstlose Hingabe an die Sache uns gibt — Ruhe, die für Baron Dahnow solchen Zauber hatte.

Trotz allem Zauber aber, oder vielleicht gerade wegen dessen, kam ein Tag, wo plötzlich die eigene Ruhe ihn verließ. „Ich kann nicht mehr kommen,“ sagte er mit klangloser Stimme und erhob sich, zu gehen ohne weiteren Gruß und Abschied.

Nora sprang auf, als müsse sie den Freund halten, als müsse sie ihn zurückrufen — aber dann blieb sie wie angewurzelt stehen, die Hand auf das klopfende Herz gelegt, wie um seinen Schlag zu prüfen.

Ruhig setzte sie sich endlich wieder nieder; sie hatte kein Recht dazu, ihn an ihr Schicksal zu bannen, ihn, dem sie für alles nichts zu bieten gehabt hätte, für den kein Laut in ihrem Herzen sprach.

War sie denn so befriedigt von ihrem jetzigen Leben? Ach, es kostete ihr einen Seufzer, ihn missen zu sollen — den einzigen Freund, den sie zählte.

Dahnow war gegangen. Vielleicht hatte er dennoch erwartet, daß Nora ihn zurückrufe, hatte gehofft, daß ihm noch einmal Gelegenheit werde, ihre Bedenken zu bekämpfen.

Die Freunde sahen in jener Zeit, daß, wenn die Tropensonne ihn für unser sommerliches Klima abgehärtet, sie ihn jedenfalls verweichlicht hatte für die nordische Wintertemperatur — so angegriffen sah der Dicke aus, so verändert in den wenigen kalten Monaten. Man riet ihm ernstlich, wieder wärmere Luft aufzusuchen.

Dahnow sagte nicht nein dazu und schnallte sein Reisebündel, ehe noch Aussicht war auf den infamen „Frühlingwind“, dem entgehen zu wollen er vorgab.

Seine Brüder meinten zwar, er solle sich lieber eine vernünftige Häuslichkeit gründen; bei einer netten Frau würden ihm all die Klimaflausen vergehen. Aber eine seiner Schwestern, die eine ganze Schar Sprößlinge zählte und mit mütterlicher Voraussicht den Onkel ansah, meinte, „es sei ja nicht für jedermann nötig, zu heiraten, und daß Clemens so gar keinen Sinn dafür habe, könne man ihm doch

längst anmerken. Man solle ihn doch leben lassen, wie er Lust hätte... wenn er nur nicht gerade wieder über die See gehen wollte!"

Über die See ging Dahnow freilich nicht.

Auch die unerwiderte Liebe behält einen magnetischen Einfluß, die den Raum ermißt, der sich zwischen uns und den geliebten Gegenstand legt.

(Fortsetzung folgt.)

Lied von Sorrent.

Wie die Tage so golden verfliegen,
Wie die Nacht sich so selig verträumt,
Wo am Felsen mit Wogen und Wiegen
Die gelandete Welle verschäumt.
Wo sich Blumen und Früchte gesellen,
Daß das Herz dir in Staunen entbrennt:
O du schimmernde Blüte der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent!

Und die Nacht, wenn so süß Quisella
Ihre lachenden Lieder uns singt,
Und der Taumel der Lust, Tarantella,
Wie ein Flämmchen im Sturme sich schwingt,
An der Bucht sich die Gärten erhellen
Unterm leuchtenden Nachtfirmament —
O du schimmernde Blüte der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent!

Hier entrinnst du der Sorgen Getriebe,
Und es trägt dich auf Händen die Lust,
Und sogar das Gedächtnis der Liebe —
Hier beschleicht es gelinder die Brust.
Und du tauchst in die heilenden Quellen,
In des heiligen Meers Element —
O du schimmernde Blüte der Wellen,
Sei gegrüßt, du mein schönes Sorrent!

Auch der tobenden Stürme Getümmel,
Hier belebt es nur Blüten zu Hauf,
Und es lösen die Wetter am Himmel
In ein fruchtbar Geriesel sich auf.
Wenn die Früchte, die herbstlichen, schwellen,
Ach wie weit, ach, wie bin ich getrennt!
Dann ade, o du Blüte der Wellen,
Dann ade, du mein schönes Sorrent!

Paul Heyse.

Nach Ischia.

An einem warmen sonnigen Samstag im Oktober hatte ich wieder einmal fluchtartig das lärmige Neapel verlassen und fuhr nun der schönen Küste nach, hinaus nach Ischia. Wie der Höhenzug des Posilip langsam meinen Blicken entschwand, zog ein befreiendes Gefühl in meine Brust. Nicht nur der Sonntag sollte mein sein, nein, die ganze folgende Woche hatte ich mir nach längerem Betteln von meinem Chef ausbedungen.

Das Meer war spiegelglatt, zur Linken grüßte Capri, wie eine Sphinx lag es da, den Eingang zum herrlichen Golf von Neapel bewachend. Ich machte meinen Rundgang durchs Schiff, stand bald hier, bald dort, belauschte die Fischer und Händler, die wohl vom Markte kommend, in ihre Dörfer auf Procida und Ischia zurückfuhren. Einige Bekannte traf ich, einen Weinhändler von Casamicciola, einen Boten aus Forio, von der Schiffsbesatzung wurde ich vertraulich gegrüßt, denn ich war kein seltener Gast auf diesem Schiff, zog ich doch fast jeden Samstag hinaus nach Ischia, um dort meine Sonntage zu verbringen.

So recht froh wurde mir zu Mute, als dann auch das Capo Miseno kleiner und kleiner

wurde, das Schiff etwas beidrehte und auf Procida zuhielt. Auf den Ruf der Dampfsirene lösten sich vom Ufer die Barken und glitten uns, von sehnigen Armen getrieben, entgegen. Der Anker rasselte in die Tiefe, die hoch-auffspritzenden Tropfen glänzten silbern in der Nachmittagssonne. Wir lagen vor Procida, einer langgestreckten, flachen Insel vulkanischen Ursprungs. In den beiden kleinen Golfen, sowie in der von der unbewohnten Insel Vivarra umschlossenen, fast kreisförmigen Bucht erkennt man deutlich die Form der Krater. Oft betrachtete ich schon das sich mir jetzt bietende Bild, immer entzückte es mich aufs Neue. Wie sieht das Städtchen Procida so malerisch aus, wenn man es vom Meer her erblickt! Auf dem schmalen Strand erhebt sich eine lange Reihe Häuser, dicht an die Felsen geschmiegt, kein einziges gleich in Form und Farbe. Es fällt einem sofort auf, daß fast kein Fenster rechteckig ist, spitze und runde Bogen, ovale oder kreisrunde Löcher, viele halb zugemauert, so eine Fülle von verschiedenen Formen, wie ich sie nirgends sonst beobachtete. Über dem Städtchen thront auf steilem Felsen das Castello, jetzt ein Militärgefängnis. Ein Besuch der In-